

Sehr geehrter Herr Landeshauptmann von Nordtirol!

Sehr geehrter Herr Landeshauptmann von Südtirol!

Egregio Presidente della Provincia di Trento!

Verehrte Festgäste! Signori e Signore!

Ich bedanke mich für die Einladung, weil ich sie auch so verstehe, dass dadurch die alte Landes-Universität in die Euregio-Feier eingebunden wird.

Bezugnahme auf die Feier draußen?

„Dieser Krieg ist etwas Schreckliches“: Erinnern an den Krieg

„Dieser Krieg ist etwas Schreckliches“ schrieb die Brixner Ordensschwester Pia von Unterrichter in einem Brief vom 9. November 1914, nachdem sie als Krankenschwester jungen Männern beim Sterben zusehen hatte müssen. Aber wie haben wir den Krieg heute in Erinnerung? Der Erste Weltkrieg forderte insgesamt fast 10 Millionen Verluste unter den Soldaten und 20 Millionen Verwundete. In Österreich-Ungarn standen bis Kriegsende 7,8 Millionen Männer unter Waffen, davon starben 1,5 Millionen. Damit betrug die Opferbilanz unter den Soldaten 19%, zufälligerweise genauso viel wie in Serbien. Können wir uns diese Zahlen überhaupt vorstellen? Wahrscheinlich kennt jeder das entsprechende Denkmal in seiner Heimatgemeinde: daran wird das Ausmaß des Verlustes vielleicht greifbarer. Diese Denkmäler finden wir fast überall in Europa, der Weltkrieg ist Teil einer gemeinsamen europäischen Geschichte.

In Tirol war die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg nie so verschwunden wie in anderen Bundesländern des heutigen Österreich. Das hängt mit dem Trauma der Abtrennung der südlich des Brenners liegenden deutschsprachigen Gebiete zusammen. Das hängt aber auch damit zusammen, dass schon in der Zwischenkriegszeit eine ganz spezifische Verengung der Erinnerung an den Krieg stattfand. Die anderen Kriegsschauplätze in den Ebenen Galiziens, in den Karpathen oder am Balkan tauchten in ein Dunkel des Vergessens ab, der Krieg in den Dolomiten wurde hingegen zu einem heldenhaften Geschehen glorifiziert. Verdichtet wird dies im Film „Berge in Flammen“, in dem Bergführer in schöner Landschaft kämpfen und beide Kriegsparteien von den Naturgewalten bedroht werden. Doch gerade auch in den Dolomiten war der Krieg ein industrielles Geschehen, wo man das Töten durch die

Leistungen der Technik perfektionierte. Seilbahnen verwandelten Hochgebirge und Gletscher zu Kampfzonen, Gipfel wurden gesprengt. - Alljährlich finden zu Allerheiligen und Allerseelen auch Gedenkfeiern an den Gefallenen-Denkmalern am Eingang der Friedhöfe statt, die seit dem Zweiten Weltkrieg der Erinnerung beider großen Kriege des 20. Jahrhunderts dienen.

Welchen Erfahrungsraum hatten die Menschen in Tirol am 2. November 1918?

Der Allgemeine Tiroler Anzeiger berichtete am 2. November 1918 von der neuen Staatsregierung Deutsch-Österreich, von der Bildung einer Roten Garde nach bolschewistischem Vorbild in Wien. Die Innsbrucker Nachrichten informierten überdies vom Regierungs-Umsturz in Ungarn. Die Meraner Zeitung verzichtete hingegen auf die Wiedergabe von Einzelmeldungen und brachte die Erfahrung vieler Zeitgenossen auf den Punkt, wenn es auf ihrer Titelseite hieß „Aufregende Tage weltgeschichtlicher Ereignisse“: Diese Titelgeschichte fasst nicht nur Tagesereignisse zusammen, sondern lässt uns auch etwas von den Auswirkungen der sich überschlagenden Ereignisse spüren: Mit Ausnahme der Bozner Zeitung waren in den Tagen davor keine weiteren Printmedien in Meran eingetroffen, weshalb die Redaktion die eintreffenden telegraphischen Meldungen in der Art eines „Live-Tickers“ in den Auslagen der Redaktion plakatgroß aufhängte. Dort konnten sich die Menschen die neuesten Nachrichten holen. Das Gefühl eines Endes und eines Anfangs, die Unsicherheit eines Übergangs, dessen Ziel noch nicht klar war, spürte man allenthalben. Tempo und zugleich Verlangsamung schlagen sich im Kommentar nieder: da ist die Rede von „Lastautos, die Soldatengepäck zum Bahnhof bringen“, von „Offizieren, die in Autos flugs die Straßen durchrasen“, von „kroatischen, tschechischen und ungarischen Bataillonen, die sich beim Etappenkommando sammeln“. Dann kommt ein Absatz und es heißt quasi nach einer Gedankenpause: „Wie Verlassene standen da und dort in kleinen Kreisen unsere russischen Kriegsgefangenen“. Sodann kommt der Bericht auf die Friedhöfe am 1. Nov. zu sprechen, auf denen zum dritten Mal seit Allerheiligen 1916 ohne Kerzen an den Gräbern gefeiert wurde, Symbol für die Mangelwirtschaft. Am Ende dieser langen Titelgeschichte wurde die Leserschaft aufgerufen, Ruhe und Ordnung in diesem Trubel zu bewahren und keinen Gerüchten zu glauben.

Versuchen wir diese Meldungen von Chaos und Übergang uns genauer bewusst zu machen.

Mit der Junischlacht 1918 am Piave war das Ende der Monarchie eingeleitet worden. Dort lag die österreichisch-ungarische Armee seit dem Herbst 1917 in den Ebenen des fruchtbaren Veneto. Eine ausgehungerte Armee hatte sich dort zuerst in Speichern und Kellern bedient, dann mit dem deutschen Bundesgenossen über die Aufteilung der Vorräte gestritten, denn das sog. Hinterland hungerte noch mehr. Paradoxerweise hing das mit dem „Wunder von Karfreit“ zusammen, wie der unerwartete Sieg in der 12. Isonzoschlacht Ende Oktober 1917 zeitgenössisch auch genannt wurde; ein klassischer Pyrrhus-Sieg! Allein für die Logistik des Aufmarsches waren so viele Zugsgarnituren eingesetzt worden, dass vor dem Winter nicht mehr ausreichend Kohle und Kartoffeln in die Städte abseits der Front transportiert werden konnten. Das Hinterland hungerte und fror im vierten Kriegswinter wie nie zuvor. Es hungerten nicht nur die großen Städte wie Wien, Prag oder Budapest, es hungerten auch Innsbruck, Bozen und Rovereto und die kleineren Bezirkshauptorte. Es hungerten besonders jene, die nicht mehr von der Landwirtschaft lebten. Da half auch der amtlich empfohlene Gemüseanbau im Hinterhof oder die Kaninchenhaltung am Balkon wenig. Die Kaufkraft der Löhne sank durch die Inflation. Je mehr der Staat durch die Einführung von zentralen Steuerungsmechanismen zu regeln versuchte, desto mehr Waren flossen in den Schleichhandel. Die Verwaltung schien demgegenüber machtlos. Sie verlor ihre Reputation in der Öffentlichkeit; vor allem bei jenen, die auch nach stundenlangem Anstehen für ihre Lebensmittelkarten leer ausgingen; bei jenen, die ihre Kinder auch mit Kriegsrezepten nicht satt bekamen. So fanden denn auch im Kronland Tirol im Frühjahr 1918 immer häufiger Hungerdemonstrationen statt. Im Mai 1918 gab es in Trient erste Hungertote. Als nicht mehr nur Arbeiterinnen und Eisenbahnerfrauen demonstrierten, sondern Frauen aller Bevölkerungsschichten, wuchs die Nervosität die Behörden. So hielt etwa der Bezirkshauptmann von Kufstein im August 1918 fest, dass es staunenswert sei, wie lange die Bevölkerung mit Ruhe und Mäßigung die gewaltsame Hungerkur ertragen habe. Nun müsse es aber bald Abhilfe geben, weil sonst die Autorität des Staates untergraben und der Patriotismus ausgerottet werde. Genau auf diesen Vertrauensverlust im Inneren, traf das Fiasko der letzten Piaveschlacht im Juni 1918: Sie scheiterte letztlich auch wegen des Versagens des Armeeoberkommandos. Der Kufsteiner Bezirkshauptmann hatte richtig erkannt, dass das Vertrauen in die Problemlösungskompetenz – wie wir heute sagen würden – des Staates erodierte. Denn jener Staat hatte zugelassen, dass sich stillschweigend seit dem Beginn des Krieges eine Militärdiktatur immer stärker im Inneren ausgebreiten konnte: So unterstand etwa im Kronland Tirol die Zivilverwaltung dem Militär. Rechtsstaatliche Einrichtungen, die seit der Dezemberverfassung 1867 bestanden, wurden sukzessive

ausgehöhlt. Seit Jahresbeginn 1918 setzte man zudem das Militär in sog. gegen Meutereien und streikende Arbeiter auch im Hinterland ein.

Dieser Vertrauensverlust erreichte Mitte des Jahres 1918 sogar die katholische Kirche. Als das Armeeoberkommando die österreichischen Bischöfe aufforderte, in einem Hirtenbrief an die Einigkeit der habsburgischen Völker zu appellieren, wurden diese Aufrufe in Prag und Laibach, in Trient und Triest erst gar nicht mehr verlesen.

Überall in der Monarchie bildeten sich Gruppen für einen Tag X einer möglichen Veränderung. Nicht nur unter den Tschechen, Polen, Ruthenen und Italienern, auch unter den Deutschen in der Monarchie. Immer weniger Leute glaubten an das Fortbestehen des bisherigen Systems. In dieses Klima eines latenten Veränderungswillens kam am 16. Oktober das sog. „Völkermanifest“. Kaiser Karl kündigte darin eine grundlegende Verfassungsänderung für die österreichische Reichshälfte, d.h. ohne Ungarn an. Zeitungen prognostizierten die Neugestaltung Österreichs in vier neue Staaten: Deutschösterreich, Tschechien, Illyrien und Ruthenien. Doch der Effekt des Völkermanifests war eine ganz anderer: es wirkte vielmehr wie ein beschleunigender Katalysator für die zentrifugalen Tendenzen in allen Landesteilen. In Wien riefen am 30. Oktober die Abgeordneten der deutschsprachigen Wahlbezirke auf Basis des von Wilson verkündeten Selbstbestimmungsrechtes der Völker einen neuen Staat aus: sein Territorium sollte alle Gebiete des bisherigen Österreich umfassen, in denen die Deutschen die Mehrheit der Bevölkerung bildeten. Dieser Staat war demokratisch. Er war auch bereits republikanisch, da „vom Träger der Krone, seinen Rechten und Pflichten“ keine Rede mehr war. Er verstand sich dezidiert nicht als Nachfolger des alten monarchischen Österreich und sollte sich daher in der Zukunft bewusst „Deutsch-Österreich“ nennen.

Bereits zwei Tage zuvor war in Prag die Tschechoslowakische Regierung ausgerufen worden, einen Tag zuvor hatte in Zagreb der kroatische Landtag den Zusammenschluss aller Südslawen und deren Anschluss an Serbien proklamiert. Ungarn kündigte mit 30. Okt. die Realunion mit Österreich auf.

Ab dem 30. Oktober 1918 existierten im österreichischen Teil der Doppelmonarchie zum einen noch die alten Institutionen der Monarchie und zum anderen bildeten sich auf Basis dieser Strukturen bereits die neuen Staaten heraus: Implosion des Alten und Entstehung des Neuen vollzogen sich parallel. Genau das zeigen uns die Tiroler Zeitungen von Allerheiligen des Jahres 1918. Denn da ist auch die Rede davon, dass Beamte und Soldaten im Hinterland in Deutsch-Österreich wie in den anderen Nachfolgestaaten auf die jeweiligen Regierungen

vereidigt werden sollten. Der Kaiser und seine Regierung kommen in den Zeitungen jener Tage um Allerheiligen/Allerseelen gar nicht mehr oder höchstens nur mehr auf den hinteren Seiten vor. Auch auf der Ebene der Länder formten sich zu diesem Zeitpunkt schon neue Gewalten: In Innsbruck konstituierte sich im Landhaus etwa der Tiroler Nationalrat.

Und während die Zeitungen am 2. November bereits von Demobilisierungs-Maßnahmen schrieben, die militärischen Einrichtungen im Etappenraum – wie der Meraner Zeitung gezeigt hat – sich auflösten und die Menschen an den Gräbern standen, ereignete sich an der Front eine letzte Tragödie: Am 24. Oktober hatte Italien auf Druck der Entente und mit ihrer Hilfe symbolisch genau ein Jahr nach seiner Niederlage in Caporetto mit einem Angriff auf die k.u.k. Armeen begonnen. Letztere hatten sich schon begonnen aufzulösen, denn die Soldaten wussten ebenfalls über Drahtnachrichten von den Vorgängen in ihren jeweiligen Heimaten. Ungarn zog seine Soldaten ab, Tschechen wie Polen wollten nach Hause und die deutschsprachigen Österreicher ebenfalls.

Das Chaos an der Front hatte sein Gegenstück im Chaos bei jenen, in deren Händen die Abwicklung des militärischen Endes zu Allerheiligen/Allerseelen lag: des Kaisers in Wien, des Armee-Oberkommandos in Baden und der Waffenstillstandskommission in der Villa Giusti bei Padua.

Der Kaiser wollte als Oberbefehlshaber die Verantwortung für den Waffenstillstand nicht alleine übernehmen. Der deutsch-österreichische Staatsrat lehnte diese ab, er repräsentierte ja einen neuen Staat. Das Armee-Oberkommando sandte am 2. November um 1.20 nach Mitternacht voreilig ein Telegramm aus, dass die Waffenstillstandbedingungen angenommen würden. Doch die Kommission verhandelte noch in der Villa Giusti, unterzeichnete den Vertrag am 3. November Nachmittags und 24. Stunden später, d.h. am 4. Nov. war der Krieg mit Italien offiziell zu Ende.

Die meisten k.u.k. Soldaten hörten in den frühen Morgen des 3. November von jenem Telegramm des Armeeoberkommandos hielten den Krieg schon für beendet. So auch der Meraner Kaiserjäger Matthias Ladurner-Parthanes: Vor Freude warfen er und seine Kameraden Stahlhelme und Gasmasken in den Straßengraben im Etschtal bei Castel Beseno. Einen Tag später war er wegen der falschen Informationen auf österreichischer Seite zu seiner Verwunderung in italienischer Gefangenschaft: So wie ihm erging es hunderttausenden von Soldaten. Darunter 83.000, Tschechoslowaken, 61.000 Südslawen, 40.000 Polen, 32. 000 Ruthenen, 25.000 Rumänen, 7.000 Italiener und 152.000 Deutschsprachige beider Reichshälften.

Der Krieg war nun zwar offiziell beendet, aber es dauerte noch Tage bis sich die Front auflöste. Tausende von noch immer bewaffneten Armeeinghörigen wollten rasch nordwärts in ihre Heimatgebiete. Bald waren die Eisenbahnen überfüllt und Männer, die den Krieg überlebt hatten, starben, weil sie auf den Waggondächern liegend in engen Tunnels verunglückten. Auf den Straßen lag Militärmaterial und behinderte das Weiterkommen. In die umgekehrte Richtung zogen die italienischen vormaligen Kriegsgefangenen. Alle suchten Verpflegung in einem Hinterland, das selbst keine Nahrung mehr hatte. Auf Bahnhöfen wurden geschossen, um die Abfahrten zu beschleunigen. Der neue Staat Deutsch-Österreich verfügte noch kaum über Ordnungskräfte und so rief in Innsbruck der Tiroler Nationalrat zur Bildung von Bürgerwehren auf. Zwischen Trient und Bozen beruhigte sich die Situation erst mit dem Vorrücken der italienischen Truppen.

In Wien konnte Kaiser Karl schließlich am 11. November doch zum Verzicht auf die Regierungsgeschäfte überredet werden. Einen Tag später erfolgte im Parlament die feierliche Proklamation der Republik. Beide Tage sind in unserer heutigen Erinnerungskultur nicht mehr prominent im Vordergrund. Denn diese junge Republik hielt in ihrem Staatsgrundgesetz im 2. § fest, dass „Deutsch-Österreich ein Bestandteil der Deutschen Republik“ sei. Dieses Paradoxon findet seine Erklärung darin, dass sich alle aufgrund ihrer Prägung im Vielvölkerreich der Habsburger eben als deutsche Österreicher gefühlt hatten und manche meinten, an die Ideen einer großdeutschen Lösung im Gefolge der Revolution von 1848 anschließen zu können. Zum anderen zeigt es, dass sich viele Zeitgenossen eben durch ihre habsburgische Vergangenheit die Existenz eines Kleinstaates nicht vorstellen konnten. Dieser Anschlusswunsch erleichterte es Italien allerdings bei den Pariser-Friedensverhandlungen auf strategisch vorteilhaften Grenzen zu beharren. Und weil südslawische Forderungen in der oberen Adria befriedigt wurden, mussten die Entente-Mächte mit der Brennergrenze zumindest einige Zusagen des Londoner Vertrages von 1915 für Italien umsetzen. Mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages im September 1919 musste dieser Anschluss-Paragraph jedoch fallen. Damit platzte auch die Illusion, ein Staat aller ehemals deutschen Territorien der österreichischen Hälfte der Monarchie zu werden. Der Vertrag von St. Germain wurde über alle Parteigrenzen hinweg als Katastrophe empfunden. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg gelangten Historiker zu dem Urteil, dass die Bedingungen „hart, aber nicht unerfüllbar waren“. Südtirol war nicht der einzige geographisch geschlossene deutsche Siedlungsraum, der abgetreten werden musste, allerdings grub sich gerade dieser Verlust am stärksten ins kollektive Gedächtnis des Nachkriegsösterreich ein, wollte doch der Faschismus nach 1922 die Italianisierung mit allen Mitteln erzwingen. Als dies scheiterte, wurde von den

beiden faschistischen Diktatoren Hitler und Mussolini die Alternativen Zwangsumsiedlung oder Assimilierung ausgegeben, zu deren endgültiger Umsetzung es infolge des Zweiten Weltkriegs jedoch nicht mehr kam.

Jene Denkmäler für die Gefallenen, die während und nach dem Ersten Weltkrieg entstanden, wurden dem Sprachgebrauch der Zeit nach als Heldengräber bezeichnet. Die Kollekte zu Allerheiligen 1918 galt den Helden, sie fanden – so lesen wir auf den Sterbebildern – „den Heldentod für Gott, Kaiser und Vaterland“. Mit dem Zusatz des Heldischen gab sich eine Gesellschaft, die wie nie zuvor konfrontiert war mit dem Sterben der jungen Männer und dann immer mehr auch der älteren, eine Sinnstiftung gegen die dadurch entstehende Bedrohung. Die Verbindung der Kriegsoffer mit der Vorstellung des Helden resultierte aber auch aus den damals dominierenden Geschlechterordnungen. Nur der männliche Staatsbürger hatte politische Rechte, etwa seit 1907 das Wahlrecht, weil er im Kriegsfall das Vaterland mit dem Einsatz seines Lebens verteidigen musste. Die Leistungen der Frauen während des Krieges nahm man nur wahr, wenn sie in dieses Sprach- und Denkmuster eingeschrieben wurden: als „Heldinnen des Hinterlandes“ mobilisierte man Frauen zu Kriegsbeginn, dabei durften sie nun eben jene Berufe ausüben, die ihnen eine rigide Geschlechterordnung vorher verboten hatte: Ikone dafür ist die Straßenbahnführerin und Schaffnerin. Stärker aber noch wirkte sich die Unordnung der traditionellen Geschlechterverhältnisse in der Landwirtschaft aus, in der in Tirol 1914 mehr als die Hälfte der Bevölkerung arbeitete. Je mehr Männer ihre Höfe wegen des Kriegsdienstes verlassen mussten, desto stärker waren die Auswirkungen auf das traditionell eingespielte Ineinandergreifen von überwiegend männlichen und weiblichen Tätigkeiten am Bauernhof. Heute wissen wir, dass ohne die Arbeitsleistungen der Frauen an der sog. Heimatfront die Kriegsfrente wegen des fehlenden Nachschubs schon viel früher zusammengebrochen wäre. Doch diese gleichzeitige Mehrfachbelastung mit Erwerbsarbeit unter sich verschlechternden Lohn- und Arbeitsbedingungen änderte nichts am Weiterbestehen der geschlechtsspezifischen Hierarchien in den Köpfen: Die Arbeit im Haus, sei es im städtischen Haushalt oder in der Landwirtschaft – sei allein der „Natur“ der Frau und ihren daraus abgeleiteten Fähigkeiten angemessen, der außerhäusliche Erwerb sei nur eine krisenbedingte, vorübergehende Notwendigkeit. Der Erste Weltkrieg setzte als totaler Krieg die bestehende Geschlechterordnung kurzfristig außer Kraft. Nach seinem Ende kehrte diese „Ordnung“ wieder, um dadurch eine Gesellschaft zu stabilisieren, die viele kriegsbedingte Traumata zu überwinden hatte.

Die Denkmäler in unsren Friedhöfen künden seit fast 100 Jahren von den Auswirkungen des Krieges auf Männer. Ist es nicht an der Zeit, sich auch der anderen, die den Krieg erlebt und

erlitten haben, zu erinnern? Die Provincia di Trento hat kürzlich den 14. Oktober zu einem „Gedenktag aller Opfer des Ersten Weltkriegs“ erklärt: sie führt dadurch nicht nur die geteilte Erinnerung an die rund 55.000 k.u.k. Soldaten und die rund 700 Trentiner im ital. Heer zusammen. Sie nimmt damit auch die Erfahrungen jener rund 2.000 Trentiner, die aus politischen Gründen konfiniert wurden in den Blick sowie jene 75.000 Trentinerinnen und Trentiner, die vom Militär ins Hinterland verfrachtet wurden. Denn die Anhaltung von österreichischen Staatsbürgern und Staatsbürgerinnen in Barackenlagern, in den berühmten città di legno, entfremdete diese italienischen Tiroler von Österreich.

Das Land Tirol hat in den zwanziger Jahren die Sterbebilder der gefallenen Tiroler aller Landesteile im sog. Tiroler Ehrenbuch gesammelt. Die insgesamt 120 großformatigen Bände werden in der Landesgedächtniskapelle am Berg Isel aufbewahrt und sind seit einigen Jahren auch online verfügbar.

In Bozen ließ Mussolini bewusst auf den Grundmauern eines nicht fertig gewordenen Kaiserjägerdenkmals ein Monument für die italienischen Gefallenen und des italienischen Sieges errichten. Nach jahrelangen Kontroversen wurde es mit einer großartigen, öffentlich zugänglichen Ausstellung kritisch neu interpretiert. D. h. die zeitgenössischen Absichten und späteren Instrumentalisierungen werden dabei freigelegt. So hat man die ursprüngliche politische Bedeutung dieses Denkmals gebrochen, dieses selbst aber nicht zerstört.

Ist es nicht an der Zeit bei den vielen kleinen Denkmälern, die uns in jedem Ort an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs erinnern auch jene Leerstelle zu benennen, die die Gefallenen hinterließen? Halbweisen, wie jene des Simon Gspan aus Zirl, der 1915 am Isonzo fiel. Kinder, die ohne Väter aufwuchsen, Frauen, für die das Leben ohne Männer oder Söhne und Brüder weitergehen musste? Nur indem wir auch sie alle in den Blick nehmen, wird die Erinnerung an einen totalen Krieg auch eine zeitgemäße, heutige Erinnerung, die Tote und Überlebende, Männer wie Frauen einschließt.

Nur wenn wir diesen unseren Blick auf die Denkmäler ausweiten, werden wir aus dem Heute Brücken zwischen der Vergangenheit und der Zukunft bauen können.